

GLOSSE

La Streisand im Wald

Die größte jüdische Diva unserer Zeit lebt, das ist jetzt bitter für Maxim Biller, keineswegs in Berlin. Sie hat, so viel man weiß, überhaupt noch nie Berliner Boden betreten. Das soll sich ändern. Am Samstagabend will die herz- und markerschütternde, die himmlische Barbra Streisand in der Berliner Waldbühne singen. Es wird ihr erstes Konzert in Deutschland sein. Im Land der Nazi-Täter und ihrer weltoffenen und geläutert patriotischen Nachfahren – und im Land der Pfennigfuchser. Ein paar geizige Krämergeister erregen sich nämlich über die Eintrittspreise für Streisands Konzert. Die Tickets kosten 185 Euro auf den billigen Plätzen, 391 Euro auf den besseren, 557 Euro auf den besten. All denen, die das teuer finden, wird nun geduldig vorgerechnet: Es gehe nicht bloß darum, eine tolle Stimme und großartige Schmachtfetzen wie „Woman in Love“ oder „Guilty“ dargeboten zu kriegen, sondern man bezahle auch für die Arbeit von 58 Orchestermusikern und vier Mitsängern. Es handle sich um ein musikalisches Großereignis, das mit Anna Netrebkos „La Traviata“-Auftritt in Salzburg vergleichbar sei, für den die teuersten regulären Tickets 360 Euro kosteten. Alles richtig, aber trifft es den Kern der Sache? Die große Barbra Streisand ist auch eine Fachkraft in Fragen des guten Benehmens: „Heutzutage gilt ein Mann schon als Gentleman“, hat sie einmal gesagt, „wenn er die Zigarette aus dem Mund nimmt, bevor er eine Frau küsst.“ Vielleicht formulieren wir es deshalb so: In diesen Tagen wären die Berliner Musikkonsumenten schon Gentlemen, wenn sie wenigstens für die Dauer eines Konzertabends ihre Kontoauszüge wegsperren, bevor sie ihre Ohren aufsperrten. Werdet endlich locker, ihr Deutschen! Wie unsere Hauptstadtdiva Maxim Biller immer sagt.

WOLFGANG HÖBEL



„Klassische Ruhe“



GETTY IMAGES

Peter-Klaus Schuster, 63, Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin, über den neuen Entwurf des Architekten David Chipperfield für ein zentrales Eingangsgebäude auf der Museumsinsel

SPIEGEL: Herr Schuster, an diesem Mittwoch präsentiert David Chipperfield seinen überarbeiteten Portal-Entwurf. Wor-auf muss man sich gefasst machen?

Schuster: Auf ein Gebäude, das mit dem Gesamteindruck der Insel harmoniert. Wenn Sie ein Adjektiv hören wollen, dann dieses: klassisch. So klassisch war die Moderne selten. Ich bin beglückt, wie sensibel sich der Architekt auf die historische Situation eingestellt hat.

SPIEGEL: Er hat also vor dem Klassizismus kapituliert?

Schuster: Keineswegs. Es ist eine Auseinandersetzung mit dem ersten klassizistischen Masterplan des Architekten Friedrich August Stüler von 1841, dieses einzigartige Eiland der Künste zu schaffen. Der Chipperfield-Entwurf fügt sich wunderbar in diese Idee einer Tempelstadt ein – eigenständig, aber nicht ahistorisch.

SPIEGEL: Mit den klassizistischen Formen von Säule, Giebel und Portikus?

Schuster: Eben nicht. Der Bau spricht in Anmutung und Typologie die Sprache der Klassik, ohne Formen der Postmoderne zu benutzen. Er strahlt große klassische Ruhe aus.

SPIEGEL: Aus welchem Material besteht er?

Schuster: Es sieht wie Naturstein aus, ist es aber nicht. Der Bau ist transparent und erlaubt einen Durchblick aufs Neue Museum. Diesen würdevollen Anblick wollten wir nicht zustellen.

SPIEGEL: Wie sieht es mit der Funktionstüchtigkeit aus?

Schuster: Der Bau ist ein Zugangsportal zur Museumsinsel, und er ist angebunden an das benachbarte Pergamonmuseum. Man kann vom Neubau sowohl ins Pergamonmuseum gelangen als auch ins Neue Museum und zur Archäologischen Promenade. Wir werden aber nicht wie beim Louvre und seiner Eingangspyramide ein Nadelöhr schaffen, durch das sich jeder zwängen muss – jedes Museum behält seinen eigenen Eingang.

SPIEGEL: Wozu dann das Gebäude?

Schuster: Es ist für die Besucher unabdingbar, die sich in einem schnellen Rundgang über die Insel orientieren wollen, und wir brauchen es für die Infrastruktur. Die Besucher werden durch den Bau den Ort wiederfinden, den sie sich geistig schon gebaut haben. Der Chipperfield-Entwurf versetzt uns ins Elysium der Künste.

FESTSPIELE

München Wonderland

Wie unverwundlich zeitlos Louis Carrolls 1865 erschienener Weltbestseller „Alice in Wonderland“ ist, zeigen die in dieser Woche beginnenden Münchner Opernfestspiele. Sie stellen das Märchen in den Mittelpunkt einer Co-Produktion von Musiktheater und bildender Kunst. In der Staatsoper dirigiert Generalmusikdirektor Kent Nagano

die Opern-Uraufführung des Literaturklassikers; die Musik stammt von der koreanischen Komponistin Unsuk Chin. Im Begleitprogramm „Festspiel+“ kuratiert die kalifornische Medienkünstlerin Diana Thater gemeinsam mit dem Rockmusiker T. Kelly Mason und sechs Künstlerkollegen im Opernhaus, in Museumsräumen und auf einem Freigelände Installationen, Videopro-

jektionen sowie Klang- und Lichtskulpturen nach Motiven des Romans. „Drawling, stretching and fainting in coils“ – die phantastischen Unterrichtsfächer, von denen die Ochsen-schwanz-

kröte dem Mädchen Alice berichtet, liefern den Titel der Ausstellung und auch das poetische Vokabular, das München in ein Wonderland verwandeln soll.

Proben zu „Alice ...“



WILFRIED HÖBEL